

# alWay

Wie ich nichts mehr zu verlieren  
hatte und per Anhalter von  
London nach Australien reiste

N I C J O R D A N

# Erste Schritte in Richtung Freiheit

V O N L O N D O N N A C H D O V E R

**L**angsam hatte ich mich von meiner Abschiedsfeier vor zwei Tagen erholt und war bereit. Die ganze Zeit hatte ich versucht, nicht viel über meine Reise nachzudenken, um mich nicht im Voraus zu stressen und in Panik zu verfallen, aber nun war ich tatsächlich etwas ungeduldig.

Ich kann nicht zählen, wie viele dieser Abschiedsfeiern ich in meinem Leben schon hatte. Immer wieder war ich aufgebrochen und im Kreis durch Europa getrampt. So vieles hatte ich gesehen, so viel fremde Kultur aufgesaugt, im jungen Alter schon. Es fühlte sich fast schon wie eine Routine an, meinen Rucksack immer wieder ein- und auspacken und mich, wie gejagt, von einem Ort zum anderen zu bewegen.

Aber diesmal war alles anders, und ich ging die Sache ruhig an. Ich war nicht gehetzt, ganz im Gegenteil fühlte es sich fast schon wie in Zeitlupe an. In mir herrschte ein ungewohntes Gefühl der Gelassenheit. Aufmerksam versuchte ich, jede Etappe der Reisevorbereitungen zu genießen. Alles geschah bedacht.

Zum gefühlt hundertsten Mal sah ich die Weltkarte und meine Route an. Sofort fühlte ich mich, als würde ich leuchten; das gleiche Leuchten hatte ich bei der Geburt dieser verrückten Idee verspürt. Kurz grunzte ich lachend auf, als mir klar wurde, was ich da eigentlich vorhatte. Ich konnte spüren, dass ich jedes bisschen Liebe und Hoffnung auf dieses Stück Papier vor mir projizierte.

Fast keines der Länder, die ich durchqueren würde, hatte ich schon mal besucht. Jede Kultur war mir vorerst fremd, jeder Geruch undefinierbar und jedes Klima eine Herausforderung.

Ich wurde dauernd gefragt: »Hast du denn keine Angst?«

Meine Antwort war allerdings immer die gleiche: »Wovor denn? Vor der Welt, auf der wir alle zu Hause sind? Was ist schon das Schlimmste, was passieren kann? Dass ich sterbe?! Wieso sollte ich davor solche Angst haben, dass ich lieber meinen Traum wegwerfe und unglücklich vor mich hin existiere? Sterben ... das werden wir alle irgendwann. Ich habe mehr Angst davor, dass ich sterbe, ohne mein Leben und meine Träume gelebt zu haben, ohne gesehen zu haben, was ich immer sehen wollte, ohne etwas zu fühlen, ohne dem Tod einmal ins Auge zu blicken, ohne Adrenalin zu spüren und zu wachsen. Ich habe Angst, mich lebendig tot zu fühlen, weil ich nichts Erfüllendes erlebt habe. Träumen ist ein schöner Zustand, aber Fühlen, Schmecken, Sehen und Riechen sind, was Leben bedeutet. Ich bin bereit dafür, alles zu riskieren, denn wenn mir etwas passiert, dann wenigstens während ich das tue, was ich liebe, und nicht während ich tue, wodurch ich mich lebendig tot fühle.«

Es war so weit. Südlich von London stieg ich aus der Bahn und folgte dem Weg in Richtung Autobahn. Ich fühlte eine unvergleichliche Freiheit. Das Gefühl, alles machen zu können und überallhin gehen zu können. Keine Verpflichtungen, die mich nachts wachhielten, kein Job, dem ich nachgehen musste, keine Miete, die anfiel.

An der Autobahnauffahrt angekommen, brannte die Sonne mir bereits um diese frühe Uhrzeit auf der Haut, mein Rucksack war schwer, und die Träger drückten auf meine Schultern. Ich war klatschnass vom Schweiß, aber all das störte mich nicht. Ich überquerte die Straße, um in einem Pub nach einem Stift und einem Stück Karton zu fragen. Die Frau an der Bar sah meinen Rucksack und lächelte. Meine gute Laune war nicht zu verbergen, und ich lächelte mit aller Euphorie zurück.

In dem dunklen, mit Holz bekleideten Laden herrschte ansonsten Stille, man hörte nur einen leichten Wind durch die Türspalte sausen. Es war noch früh, außer einem älteren Mann konnte ich niemanden

sehen. Nach einem kurzen, typisch englischen Small Talk verschwand die Frau hinter einer Tür, um Karton und Stift für mich zu holen. Bevor ich ging, gab sie mir noch ein Glas Wasser, da ich jetzt schon völlig dehydriert war. Wie würde das erst in Südostasien und im Outback Australiens werden?

Ich schob den Gedanken beiseite und spazierte ganz entspannt zu der Tankstelle, die auf der Straße in Richtung Dover lag, von wo ich mit der Fähre nach Frankreich übersetzen wollte. Am liebsten trampe ich von Tankstellen los, da ich mir die Leute genauer anschauen kann und es in meiner Macht liegt, wen ich ansprechen möchte. Zudem sagen in einer Face-to-Face-Situation mehr Leute zu, wenn du sie darum bittest, dich mitzunehmen.

Die erste Person, die ich an der Tankstelle ansprach, war eine circa fünfzigjährige Engländerin namens »Just call me Kate«. In ihrem pinken Kleinwagen hatte sie meine Aufmerksamkeit gewonnen. Ohne groß zu überlegen, war sie sofort dazu bereit, mich mitzunehmen. So war der erste Schritt in die Freiheit gemacht.

Das nächste Auto, das anhielt, gehörte einer deutschen Künstlerfamilie, die durch den Tunnel bis nach Deutschland fahren wollte. Allerdings hatte ich mir die romantische Idee in den Kopf gesetzt, unbedingt mit der Fähre fahren zu wollen. Ich hatte mir bildlich ausgemalt, wie ich winkend auf einem Schiff stehe und England in der Ferne immer kleiner werden sehe. Mir kam es zu einfach vor, direkt mit einem Auto so eine lange Strecke zurückzulegen und am selben Tag schon in Deutschland anzukommen. Wo war da das Abenteuer? Zumindest in Frankreich wollte ich zwischenstoppen, am Meer ein Croissant zum Frühstück essen und mir die Sonne ins Gesicht scheinen lassen.

Nach nur fünfzehn Minuten Fahrt bat ich die Familie, mich an der nächsten Raststätte rauszulassen. Unsicher, ob es die richtige Entscheidung war, kroch ich mit meinem schweren Rucksack und müden Schultern aus dem Wagen. Es hatte sich irgendwie nicht natürlich angefühlt, die Fahrt abrupt abubrechen, und irgendwie die Energie verändert. Trotzdem blieb ich bei der Entscheidung und tat so, als wüsste ich genau, was ich da tat.

Aber anscheinend hatte mir meine Sturheit einen Strich durch die Rechnung gemacht. Auf einmal stand ich auf einem verlassenen Rastplatz und suchte in der heißen Mittagssonne nach wenigstens einem Auto, das ich fragen könnte, mich ein Stück mitzunehmen. Doch weit und breit kam nichts. Der Rastplatz war ein wenig abgelegen von der Hauptstraße und dadurch schlecht besucht.

Ein Hungergefühl breitete sich in meinem Magen aus, und ein Blick auf die Uhr sagte mir, dass ich nur noch vier Stunden bis zum Sonnenuntergang hatte. Wenig später kamen die ersten Autos und reihten sich an der Tanksäule ein. Hoffnungsvoll machte ich mich auf den Weg zu denen, die bereits ausgestiegen waren, und sprach die ersten zwei Leute an, die aber nicht in meine Richtung mussten.

Hinter mir erklang eine aufgebrauchte Stimme: *»Excuse me, Miss, what are you doing here?«*

Als ich mich umdrehte, war es die Dame, die auf dem Rastplatz arbeitete und mir erklärte, dass ich hier nicht trampen durfte. Nach einer kurzen, sinnlosen Diskussion gab ich auf. Ich wusste, dass es keine gesetzlichen Vorschriften dazu gab, wollte mich aber auch nicht weiter streiten, um keine Kraft zu verschwenden. Kurz sah ich mich nach einer Lösung um und stellte mich dann mitten auf den gegenüberliegenden Kreisverkehr.

Der Schweiß tropfte mir von der Stirn, und ich fühlte, wie mein Rücken nass an meinen Backpack gepresst war und noch mehr Hitze erzeugte. Mein Magen knurrte lauter und lauter. Dazu war ich verdammt durstig, die Hitze saugte jegliche Flüssigkeit aus mir, und die Abgase an den Straßen hinterließen einen staubigen Belag auf meiner Zunge. Meinen Platz wollte ich nicht verlassen, also unterdrückte ich all die menschlichen Bedürfnisse, die mich bereits jetzt in die Knie zu zwingen versuchten. Die unfreundliche Tankstellenmitarbeiterin glotzte immer wieder zu mir rüber, ihr schmeckte es sicherlich nicht, dass sie mir hier draußen nichts zu sagen hatte.

Da, wo ich stand, gab es keinen richtigen Seitenstreifen, auf dem jemand für mich hätte halten können. Dadurch fuhren die meisten Autos entweder hupend oder mit verächtlichen Blicken an mir vorbei.

Sie verstanden nicht, was ich von ihnen wollte, und ehrlich gesagt war ich mir selbst nicht ganz sicher, was ich da tat. Langsam kam mir der Gedanke, dass ich vorhin meine Glückssträhne ausgereizt hatte, als ich auf meinem Fährplan beharrte.

Etwa eine Stunde und gefühlte hundert hupende Autos später hielt ein Kleintransporter. Ein dicker Mann mit blassem Gesicht schaute kurz aus dem Fenster. Mehr konnte ich zunächst nicht erkennen, denn die Sonne schien mir direkt in die Augen. Mit einem unüberhörbar deutschen Akzent rief er: »*Where do you go?*«

Ich antwortete: »*Dover, ferry terminal! Are you German?*«

»Ja, du auch? Steig ein«, rief er zurück und öffnete die Beifahrertür. Er stand mitten im Kreisverkehr auf der Straße, und zwei genervte Autofahrer hinter ihm fluchten und hupten. Die Situation hatte mich unter Druck gesetzt, sodass ich über die Straße rannte und unüberlegt auf den Beifahrersitz sprang. Sobald ich die Türe schloss, bereute ich meine Entscheidung. Ein unausweichlicher strenger Geruch schoss mir in die Nase. Auf dem Boden lagen unzählige zusammenhanglose Gegenstände, unter anderem eine Puppe ohne Kopf. Ich sah den aus allen Poren schwitzenden Mann an und fühlte mich unwohl. Meine Intuition schlug Alarm und schrie mich in meinem Kopf an, wieso zur Hölle ich in dieses Fahrzeug gestiegen war. Sein beflecktes weißes T-Shirt klebte an ihm und war fast durchsichtig vor Schweiß. Mir fiel so schnell keine Ausrede ein, um wieder auszusteigen, und leider waren wir schneller als gedacht auf der Autobahn.

Der Geruch im Kleintransporter und mein leerer Magen ergaben eine unangenehme Mischung, die mich keinen klaren Gedanken fassen ließ. Hinzu kam der Stress, für den ich selbst verantwortlich war. Die Spucke in meinem Mund schmeckte immer süßer vor Übelkeit.

Trotz allem versuchte ich mir einzureden, dass er wahrscheinlich nur ein harmloser Messi war. Eine Zeit lang herrschte unheimliche Stille im Auto. Wieso sagte er denn nichts? Mit Sicherheit ginge es mir besser, wenn wir uns ein wenig unterhielten, also durchbrach ich das große Schweigen, um ihn nach dem Namen zu fragen.

Wie in Zeitlupe drehte er seinen Kopf, und seine starrenden, beinahe durchsichtigen Augen durchbohrten mich. Sie wirkten tot, frei von Energie und Liebe. Frei von irgendetwas, mit dem ich mich hätte identifizieren können. Mit krächzender Stimme antwortete er langsam: »Dieter, ich heiße Dieter«, und musterte mich dabei von oben bis unten. Als er seinen Kopf wieder der Straße zuwendete, wanderte seine Hand unübersehbar in Richtung Schritt.

Ich bekam Panik. Ich dachte an die Worte meiner ehemaligen Mitbewohnerin, die Selbstverteidigungskurse für Frauen gab. Sie hatte mir vor meiner Abreise erklärt, dass man, wenn man sich von einem Mann bedroht fühlt, keine Angst zeigen und in die Opferrolle verfallen, sondern laut werden soll. Denn genau das Opfer ist es, was für Psychopathen den Reiz ausmacht.

Ich nahm all meine Mut zusammen und sagte bestimmt: »Bitte anhalten. Mir ist übel, und ich brauche frische Luft!«

Zuerst ignorierte Dieter meine Anweisung, also wiederholte ich mich und wurde lauter. Dieter sagte, dass er an der Autobahn nicht halten durfte und starrte mich erneut mit durchbohrendem Blick an. »Du musst wohl noch ganz lange bei mir bleiben«, sagte er mit seiner Hand in seinem Schritt.

Meine Alarmglocken schlugen dann vollends aus, als ein Polizeiauto vorbeifuhr und Dieter panisch zu rufen anfang: »Was gib't da zu glotzen? Wieso haben die so geschaut? Was gib't da zu schauen?«, obwohl zu meinem Bedauern keiner der Beamten uns eines Blicks gewürdigt hatte.

›Jetzt oder nie«, dachte ich und wagte einen weiteren Versuch, zu entkommen. Ich sprang auf und schrie ihm lauthals ins Gesicht: »HALT SOFORT AN!! SONST SPRINGE ICH HIER UND JETZT AUS DEM FAHRENDEN AUTO, UND WIE WILLST DU DAS DEM POLIZEIAUTO HINTER UNS DANN ERKLÄREN?!?!?« Demonstrativ nahm ich den Türgriff in die Hand. Selbstverständlich hatte ich geblufft, was das Polizeiauto hinter uns anging, aber meine Worte waren genug, um die Kontrolle über die brenzlige Situation zu gewinnen.

Dieter war seine Paranoia ins Gesicht geschrieben, er schien auf einmal noch einen Farbton heller als kreidebleich zu sein. Mehrmals schaute er sich um und versuchte hektisch, den Rückspiegel zurechtzurücken. Man konnte sehen, wie er mit sich kämpfte und nach Möglichkeiten suchte, mich im Auto zu behalten. Meine Hand drückte die Klinke, und die Autotür öffnete sich ein kleines Stück. Im schlimmsten Fall wäre ich tatsächlich aus dem Auto gehüpft. Besser gebrochene Knochen als Futter für einen klebrigen, stinkenden Messi.

Mit einem kurzen Zögern riss Dieter nun das Lenkrad nach links und hielt an dem Seitenstreifen. Er ließ mich wortlos aussteigen und raste schnell davon. Erleichtert fiel ich auf meine vor Adrenalin zitternden Knie.

Natürlich weiß ich bis heute nicht, ob der Mann in dem Kleintransporter tatsächlich eine Bedrohung für mich war, aber alle meine Alarmglocken waren gleich in dem Moment angegangen, als ich die Autotür hinter mir geschlossen hatte. Ich war einfach nur heilfroh, nicht mehr in diesem stinkenden Fahrzeug zu sitzen, neben diesem unheimlichen Mann. Alles andere war gerade Nebensache.

Was nun? Ich stand mitten auf der Autobahn, umgeben von dichtem Gestrüpp und Wald. Mein Herz raste, und ich fühlte mich absolut noch nicht bereit, in das nächste Auto zu steigen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf der Seitenspur entlangzulaufen, bis mir etwas Besseres einfiel. Die Blicke der vorbeifahrenden Menschen lösten zusätzlichen Stress aus. Viele tippten mit ihrem Zeigefinger gegen ihren Kopf, um mir zu signalisieren, dass ich verrückt sei. All dies versuchte ich zu ignorieren. Den Fakt, dass mein Vorhaben und meine Situation verrückt waren, mussten mir keine Fremden erklären.

Nach circa einer halben Stunde Wanderung erblickte ich einen weiteren Kleintransporter, der auf dem Seitenstreifen geparkt war. Als ich mich ihm näherte, erkannte ich ein polnisches Nummernschild. Der Fahrer stand an der Rückseite des Fahrzeugs und versuchte anscheinend etwas zu reparieren. Da meine Eltern aus Polen stammen, beherrsche ich die Sprache, also fragte ich, ob er Hilfe bräuchte, und



einen Augenblick lang sah er mich verdutzt an. Er hatte nicht damit gerechnet, dass ihn eine junge Frau mitten auf der Autobahn ansprechen würde und vor allem nicht in seiner Landessprache.

Sein rundes Gesicht lief rot an, und er zeigte mir alle seine fünf verbliebenen Zähne. Jurek hieß er und war zum Stehen gekommen, weil ihn ein klapperndes Geräusch unruhig gemacht hatte. Er hatte zuerst das Innere seines Transporters unter die Lupe genommen, konnte aber die Ursache des mysteriösen Klapperns nicht finden. Erst als er um das Fahrzeug herumlief, um Pinkeln zu gehen, stellte er fest, dass hinten die Plane nicht richtig befestigt und beim Fahren vom Wind immer wieder gegen die Seite des Fahrzeugs gepeitscht worden war. Wir versuchten gemeinsam, das Problem zu lösen, während er mir von seiner sechsköpfigen Familie erzählte und ich ihm von meinem Vorhaben. Jurek wollte unbedingt Teil von meiner Reise sein und bat mich darum, mit ihm ein Stück mitzufahren.

Die Reparaturen waren beendet, und Jurek war mir sympathisch. Ohne zu zögern, hüpfte ich auf den Beifahrersitz. Meine Hand wanderte suchend Richtung Gurt, und Jurek stellte einen Radiosender ein. Aus dem Nichts heulten hinter uns Sirenen auf, und grelles Blaulicht flackerte im Rückspiegel. Auch das noch. Ein Polizeibeamter erschien im Fenster und fragte, wieso wir hier standen, und als ich anfangen wollte zu erklären, verbat er mir den Mund mit dem Satz: »Ich habe nicht dich gefragt, zu dir komme ich gleich!« Leider merkte ich in dem Moment, dass mein polnischer Freund kaum ein Wort der englischen Sprache beherrschte. Irritiert und Hilfe suchend sah er mich an und fummelte dabei nervös mit seinen Wurstfingern im Handschuhfach rum, um seine Papiere zu finden. Ich drehte mich noch mal zu dem Beamten und erklärte ihm, dass der Mann kein Englisch sprach, woraufhin er nur laut auflachte und mich fragte, wieso ich Jurek dann in solch eine Situation brachte. Ich verstand nicht ganz, was hier vor sich ging, bis er mich beschuldigte, Autos mitten auf der Autobahn angehalten und somit mich und die Fahrer in Gefahr gebracht zu haben. Das sei schließlich eine Straftat, und dem Fahrer und mir drohe jetzt eine Anzeige. Ein Streit entfachte, da der Polizist mir nicht glauben

wollte, dass der polnische Lkw-Fahrer rein zufällig auch auf der Seitenspur gehalten hatte, um sein Fahrzeug zu reparieren. Jedes Mal, wenn ich etwas sagen wollte, befahl mir der Polizist »die Schnauze zu halten«. Er verlangte nach unseren Ausweisen, um unsere Personalien durchzugeben. Er hoffte gierig darauf, dass einer von uns bereits eine Vorstrafe hatte, um uns festnageln zu können. Zu seinem Bedauern musste er feststellen, dass weder Jurek noch ich Dreck am Stecken hatten und er nicht beweisen konnte, dass ich meinen Fahrer tatsächlich zum Stehen gebracht hatte. Er musste uns wohl oder übel gehen lassen. Als ich zurück ins Auto steigen wollte, stellte sich der Polizist vor die Tür und sagte: »Du nicht! Wie ein ganz normaler Mensch wirst du mit dem Zug weiterfahren und dich hier nicht durchschnorren, und wenn ich dich noch mal auf der Autobahn oder in einem fremden Fahrzeug erwische, finde ich einen Grund, deinen Fahrer und dich einzusperren.«

Mein polnischer Freund verabschiedete sich wehmütig und fuhr davon. Die Polizei brachte mich auf eine Landstraße, die per Fußweg circa vier Kilometer von der nächsten Zughaltestelle entfernt war. »Viel Glück beim Laufen, du Schnorrer!«

Hungrig und durstig und mittlerweile auch echt erschöpft und mit schmerzdem Rücken machte ich mich an den Fußweg Richtung Bahnhaltestelle. Ich wollte mich nicht stressen, denn auch das war Teil dieser Reise und würde mich irgendwann über einem Glas Wein beim Erzählen zum Schmunzeln bringen. Der Rebell in mir wagte es nach der Hälfte des Wegs aber doch, den Daumen rauszustrecken. Oder vielleicht war es auch mein knurrender Magen. Jedenfalls dauerte es diesmal nicht lange, bis ich den vorbeifahrenden Autos auffiel. Zwei junge Französisinnen, die erst an mir vorbeifuhren, drehten extra noch mal um und brachten mich zum Hafen in Dover.

Dort angekommen, war ich überrascht, denn vor dem Auto-Check-in standen tatsächlich sechs weitere Tramper mit Schildern und hatten, wie es aussah, die gleiche Idee wie ich. Da meine Chancen schlecht wären, wenn ich mich zum Rest der bunt bekleideten Meute gesellen würde, stellte ich mich vor ein kleines Pub um die Ecke und versuchte

dort mein Glück. Mit geschlossenen Augen sammelte ich mich und versuchte, die negativen Energien der letzten Stunden abzuschütteln. Das Meer flüsterte mir die Worte zu: »Du hast es fast geschafft, du bist schon weit gekommen«, und mit einem Lächeln streckte ich meinen Daumen raus.

Es wurde langsam kalt, und die Sonne verschwand glorreich hinter den Hügeln der Hafenstadt. Leider dauerte es über dreißig Minuten, bis endlich jemand anhielt, und die Fähre, die ich nehmen wollte, war bereits weg. Mal wieder war es ein Mann in einem Kleintransporter, und ich versuchte, diesmal genau hinzusehen bei der Auswahl meiner Mitfahrgelegenheit.

Er hielt mitten auf der Straße, ohne Rücksicht auf die anderen Autos zu nehmen. Sein kleiner Kopf ragte aus dem Fenster, und er sagte: »Ich nehme das Schiff in dreieinhalb Stunden und kann dich gerne mitnehmen.«

Schon bei dem Wort ›Schiff‹ war mir klar, dass der Kleine ein Talent für Übertreibungen hatte. Ich musterte ihn und fragte, was er hinten in seinem Anhänger hatte.

Auf einmal wurde sein Gesicht ganz ernst und von Stolz erfüllt: »Ein Aston Martin Baujahr XYZ mit Spezialreifen von Keineahnung-was ...« Seine Augen glitzerten, als er mir das Fahrzeug beschrieb, aber ich verstand kein Wort mehr. Es war, als hielte er eine Rede, die ich danach benoten sollte, und für den Fall, dass mir etwas entgehen würde, wiederholte er jedes zweite Wort. Während seines gesamten Monologs behielt er mein Gesicht fest im Blick und hoffte auf eine Reaktion. Doch vergeblich.

Ich saß täglich in so vielen Fahrzeugen, konnte aber nicht mehr als drei Hersteller nennen, geschweige denn sie unterscheiden. Aber als ich die Leidenschaft aus seinen Augen strahlen sah, hatte ich im Gefühl, dass er kein schlechter Kerl sein konnte, und kletterte auf den Beifahrersitz. Er hatte eine unschuldige Art an sich, fast wie ein Kind, und schien, soweit ich das beurteilen konnte, harmlos zu sein. Wir fuhren zum Check-in, um uns zu registrieren, hatten aber noch locker

zwei Stunden totzuschlagen, und ich war mittlerweile wirklich ausgelagt. Zum dritten Mal fragte ich den Kleintransporterfahrer, wie er hieß, doch mein Kopf konnte heute nichts mehr aufnehmen. Er war halb Grieche und halb Albaner, entsprechend kompliziert war auch sein Name. Auf die Frage, ob er denn keinen Spitznamen hätte, reagierte er alle drei Male überhaupt nicht, als würde ich plötzlich eine andere Sprache sprechen, also beließ ich es dabei mit dem Gedanken im Hinterkopf, dass ich ihn nach den nächsten Stunden eh nie wiedersehen würde.

Mittlerweile war es finster, und wir beschlossen, in einem Pub zu Abend zu essen. Je mehr Zeit verging, desto mehr seltsame Eigenschaften stellte ich an meinem Begleiter fest. Wenn er Geschichten erzählte, nuschelte er monoton und ohne jegliche Mimik und Gestik, und zum Ende jedes Satzes wurde er so leise, dass ich selbst mit Mühe nicht erraten konnte, was er sagte. Sprach er von den Autos, die er transportierte, hielt er sogar eine Hand vor seinen kleinen Mund, begann zu flüstern und sah sich dabei um, als hätte er eine streng geheime Mission. Ununterbrochen zog er an seinem Anzugärmel, um seine Uhr hervorschauen zu lassen; offenbar wollte er seine Mitmenschen unbedingt auf sie aufmerksam machen. Doch weder die Uhr noch die Autos konnten auch nur einen Funken Begeisterung in mir entfachen.

Es waren die drei längsten Stunden meines Lebens. Gefühlt zählte er mir jedes Fahrzeug auf, das er in acht Jahren Berufserfahrung transportiert hatte, und zeigte mir Bilder dazu. Als ob das nicht schon genügte, zoomte er auf Einzelteile und beschrieb sie mit größter Genauigkeit. Zwischendurch erwähnte er die Namen von berühmten Personen, die er angeblich persönlich kannte, und von all den Models und Schauspielerinnen, mit denen er ausgegangen sei. Es waren so offensichtliche Lügen, dass ich nicht wusste, ob ich mich ärgern sollte, dass er mich für dumm verkaufen wollte, oder einfach drüber lachen.

Den Höhepunkt erreichten wir, als er mir von seinem »besten Freund« erzählte, einem weltbekannten DJ. Meine Kenntnisse über House waren gewiss nicht überragend, aber diesen Namen hatte ich einfach noch nie gehört. Dennoch hörten wir uns zehn Minuten eines

Techno-Live-Sets auf seinem Handy an, natürlich in voller Lautstärke und schlechter Tonqualität mitten im *dining room* des gut besuchten Pubs. Um uns herum saßen nur Pärchen und Familien bei Kerzenlicht, und alle Gäste schenkten uns ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit, während ich verlegen an meinem Salat kaute und mein Begleiter laut schmatzend seine BBQ-Deluxe-Fleischplatte verspeiste.

Ich suchte nach einem Ausweg aus dieser peinlichen Situation. Doch mir fiel nichts Besseres ein, als alle viertel Stunde die Toilette aufzusuchen und auf dem Rückweg eine Extrarunde durch das Restaurant zu drehen. Natürlich blieb mein vorgetäuschter Harndrang nicht ganz unbemerkt, und so bekam ich den Rat, baldmöglichst einen Arzt aufzusuchen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit war es an der Zeit, sich auf die Fähre zu begeben. Die Fahrzeuge standen Schlange, um an Bord zu kommen, und ich musste feststellen, dass mein Kleintransporterfahrer gar nicht so unrecht hatte, als er die Fähre als ›Schiff‹ bezeichnete. Das Ding war riesig, wirkte heruntergekommen, und ich konnte kaum glauben, wie viele Autos hier mitfahren würden.

Als tatsächlich all die Autos, die hier angestanden waren, auf dem – na gut – Schiff verstaubt waren, setzte es sich endlich in Bewegung. Vom Heck aus sah ich, wie die Lichter der englischen Küstenstadt kleiner wurden, bis sie in der Ferne ganz verblassten. Mein Fahrer hatte sich heute wohl ins Koma geredet und war auf der Bank neben mir mit offenem Mund eingeschlafen. Und während ich England zum Abschied winkte, wehten meine Haare im kühlen Sommerwind. Ich verließ mein Zuhause über dunkles Wasser, das vom Mondschein glitzerte. *Goodbye England, it was a pleasure.* Dann drehte ich mich um und blickte Richtung Zukunft: *Bonjour la France.*

# Mein Plan? Kein Plan!

VON CALAIS NACH BRÜSSEL

**A**ls das Schiff anderthalb Stunden später das neue Land erreichte, rüttelte ich die Nervensäge aus ihrem Tiefschlaf, und nur wenige Sekunden später fing sie wieder zu reden an. Ich musste unverzüglich schmunzeln und folgerte daraus, dass ich den Kleintransporterfahrer ein wenig lieb gewonnen hatte.

Er nahm mich noch ein Stück mit und bot mir mehrmals an, mich bis nach Deutschland zu fahren, doch das kam für mich nicht infrage. Abgesehen davon, dass ich mir die Ohren abschneiden müsste, würde ich das Angebot annehmen, wollte ich auch ein wenig Zeit in Frankreich verbringen. Wie einen geheimen Umschlag reichte er mir auf dem menschenleeren Parkplatz seine Visitenkarte und blickte im Anschluss aus dem Fenster, um sicherzugehen, dass es niemand mitbekommen hatte. Er fuhr davon, und ich fühlte mich unfassbar leicht und frei.

Eine Zeit lang irrte ich durch die dunklen, verlassen Straßen von Dunkerque. Die einzigen Geräusche, die die Stille durchbrachen, waren meine Schritte auf dem unebenen Kopfsteinpflaster, das Quietschen der schaukelnden Boote und das Meeresrauschen in der Ferne. Um diese Uhrzeit konnte ich spontan keine Unterkunft für die Nacht finden, doch die Müdigkeit der letzten 24 Stunden zog sich durch meinen Körper. Am Ende der Straße sah ich ein leuchtendes Schild, das aussah, als gehörte es zu einem Hotel, und eine kleine Hoffnung kam in mir auf: Ich könnte mich doch zumindest in die Lobby setzen und da auf den Sonnenaufgang warten. Das Hotel war süß, nicht besonders

edel, aber es hatte einen typisch französischen Flair. Der junge Mann an der Rezeption grüßte mich beim Reinkommen, als wäre es in dieser kleinen Hafenstadt völlig normal, mitten in der Nacht in ein Hotel zu marschieren. Nach dem anstrengenden Tag wäre ich sogar bereit gewesen, mit meinem Vagabundenleben direkt am Anfang zu mogeln und für ein Zimmer zu bezahlen. Doch das Schicksal ließ es nicht zu, dass ich einfach so mein Abenteuer gegen Komfort eintauschte, denn zu meinem Bedauern war das Hotel seit Tagen ausgebucht. Der nette Rezeptionist rief für mich sogar bei anderen Hotels an, um nach einem freien Bett zu fragen, doch leider überall ohne Erfolg. ›Clément‹ stand auf seinem Namensschild, und auch wenn ich ihn nie beim Namen nannte, fand ich es schön, ihn zu wissen. Als hätte er meine Gedanken gelesen, schlug Clément vor, dass ich es mir auf dem Sofa in der Lobby bequem machen könnte, zumindest bis die Sonne aufging. Er setzte sich ein wenig zu mir, schaltete den Fernseher an und gab mir eine Tasse Kaffee aufs Haus. Als ich ihm erzählte, welches Abenteuer hinter mir lag und was noch bevorstand, war er völlig aus dem Häuschen. Durch seinen französischen Akzent rieselte eine Extraportion Charme auf jedes Wort, und während er arbeitete, sah er hin und wieder mit einem zufriedenen Lächeln zu mir rüber. Da das Hotel keine komplette Absteige war, wollte ich es mir nicht erlauben, auf dem Sofa einzuschlafen, und zwang meinen Körper, stundenlang wach zu bleiben. Was für eine Qual, denn das Sofa war weich und flauschig, der Raum war warm und die Stimme der Nachrichtensprecherin außergewöhnlich meditativ.

Gegen 5:45 Uhr begannen die Vorbereitungen für das Frühstücksbüfett. Mein Magen heulte vor Hunger. Der kleine Salat vom Vorabend hatte lange nicht ausgereicht, und der Geruch von warmen Brötchen und Croissants füllte den Raum. Clément schien nicht entgangen zu sein, dass ich auf das Büfett starrte. Er schlich mit einem leeren Teller zu mir rüber, zeigte auf das Büfett und zwinkerte mir zu. Ich konnte mein Glück kaum fassen und sprang sofort auf. Während vor dem Fenster langsam ein neuer Tag seine Fühler in die romantische Nacht streckte, aß ich genüsslich mein erstes französisches Frühstück. Die

Straßen wurden heller und luden mich ein, hinauszugehen. Die Müdigkeit verlor für einen Moment ihre Macht über mich. Dankend verabschiedete ich mich von Clément, wieder ohne ihn beim Namen zu nennen.

Sobald ich an der frischen Luft war, kam ich durch meine schlaflose Nacht in einen tranceartigen Zustand, der alles fern von Realität erscheinen ließ. Die kleinen französischen Straßen wurden mit pinkem und orangem Licht überflutet. Jeder Millimeter wurde in Farben getränkt, die mein Auge noch nie zuvor bewusst gesehen hatte. Selbst der Asphalt reflektierte die Farbenmelodie wie ein matter Spiegel. Ich war mir nicht ganz sicher, ob ich träumte oder was davon real war. Tränen sammelten sich grundlos in meinen Augen und beschlugen meine Sicht. Emotionen überrannten mich, und mein Herz jubelte. Ich glaube, das war der offizielle Moment, in dem ich realisierte, dass ich aufgebrochen war.

Wie am Vorabend befand sich niemand auf den Straßen, weder Menschen noch Autos störten das Gemälde einer perfekten Welt, durch das ich lief. Alles befand sich im Stillstand, bis auf den Fluss, an dem ich entlanglief und der mich zum Meer begleitete. Die ganzen kleinen Hausboote, in Pastellfarben bemalt, wippten langsam hin und her. Wie in Zeitlupe tanzten sie alle nebeneinander auf dem glitzernen Wasser und brachten selbst die Möwen dazu, sich elegant dem Takt der schleichenden Wellen anzupassen. Jedes Gebäude, jedes stehende Fahrzeug war mit diesen göttlichen Farben bemalt.

Die Müdigkeit hatte eine komische Wirkung auf meine Psyche. Ich fing an mich zu fragen, ob es denn möglich war, dass ich tot sei? Im Himmel? Oder in einer Parallelwelt gefangen? Vielleicht lag ich auch eigentlich noch in London in meinem Bett und träumte das alles nur ... Wie konnte es sein, dass ich in den letzten Stunden bis auf Clément keine Menschenseele gesehen hatte? Der Gedanke war zu schwer, mein Kopf zu müde.

Endlich kam ich an dem verlassenem Strand an. Es kostete mich einiges an Kraft, die pudrigen Sanddünen zu überwinden, um einen Blick auf das Meer werfen zu können. Es war kalt. Das Wasser war



ruhiger als erwartet. Ich starrte auf das von der Sonne verfärbte Wasser und passte meinen Atem dem Rhythmus der gleitenden Wellen an. Sand wurde vom Wind über den Boden und durch die Luft gewirbelt, und sicher war nur, dass er nie wieder in seine alte Konstellation zurückfinden würde. Ich dachte an mein Leben und London und daran, wie es sinnbildlich auch dort passte.

Die Möwen stritten sich um die ersten Fische an diesem Morgen und tauchten im Tiefflug kurz unter die Wasseroberfläche. Ohne klar denken zu können, sah ich der Szene so lange zu, bis mir die Augen fast zufielen. Es war Zeit, zu schlafen, hier und jetzt, und auf einmal war ich froh, kein Hotelzimmer zu haben. Ich legte meinen erschöpften Körper in den kühlen Sand, und meinen Rucksack umarmte ich liebevoll wie einen Freund. Zugedeckt mit drei Kleidungsstücken erlaubte ich es meinen Augen, zuzubleiben. Mein letzter Gedanke, bevor ich einschlief, war, dass ich die Nacht an einem sicheren Ort verbringen wollte. Noch war ich nicht bereit dazu, eine komplette Nacht allein im Freien zu verbringen. Noch war ich nicht die Vagabundin, die ich gerne wäre, aber genau deswegen war ich aufgebrochen. Dies waren meine ersten Schritte. Innerhalb von Sekunden sank ich in einen mit Menschenworten unbeschreiblichen Tiefschlaf.

Stunden später wachte ich schwitzend und nach Luft schnappend auf, begraben unter den Lagen an Kleidung, die ich mir in der kühlen Morgenluft drübergeschmissen hatte. Sand klebte in meinem Gesicht und hatte sich in meine Augen und Nasenlöcher verirrt. Ich versuchte, ihn rauszufieseln, um meine Sicht wiederzuerlangen, doch rieb ich ihn dadurch nur noch mehr hinein. Nach einem kurzen Kampf und vielen verlorenen Tränen konnte ich wieder sehen, und der normale Strandalltag war im vollen Gange: Leute in Badesachen, kleine, lebendige Cafés, schwitzende Jogger und Hunde, die im Sand buddelten.

Es hatte mittlerweile über 30 Grad, und auf mir lagen immer noch drei Lagen Klamotten. Als ich aufstand, sahen alle zu mir rüber. Ich muss ausgesehen haben wie eine Verrückte mit meinen zerzausten Haaren, tränenden Augen, rot glänzendem Gesicht und dann auch

noch warm bekleidet bei der Hitze. Und wer weiß, vielleicht war ich das auch.

Ich blickte auf das Meer und konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. An diesem Tag hätte ich mir keinen besseren Ort zum Aufwachen wünschen können. Hektisch versuchte ich, mir die Kleidung vom Leib zu reißen, und rannte in Unterwäsche laut lachend ins Meer. Wie ein Kind planschte ich in dem klaren, ruhigen Wasser und erinnerte mich kurz daran, dass ich normalerweise gerade in meiner weißen Uniform zur Arbeit gehen würde, um den Leuten fettige Burger zu servieren und auf Trinkgeld zu hoffen.

Das Salzwasser brannte auf meinen wunden Schultern – der Rucksack hatte gestern seine Spuren hinterlassen. Behutsam strich ich über die gestressten Stellen. Es war ein seltsamer Moment, denn ich fühlte zum ersten Mal wahrhaftig Dank für diesen Körper, der mich durch mein Leben schleppte. Diese Schultern, die so viel zu tragen haben. Die Beine, die laufen und laufen, so weit ich möchte. Die Hände, meine fleißigsten Helfer. Es war das erste Mal, dass ich diese Verbundenheit spürte und meinen Körper nicht nur oberflächlich beurteilte. Mein Körper war mein Freund, mein Kumpane, mein Tempel, mein Zuhause und mein Schutz. In diesem Moment gab ich mir das Versprechen, dass ich mich dementsprechend um ihn kümmern würde.

Die eifrige Sonne trocknete mich, während ich ohne Handtuch am Strand lag. Im Anschluss machte ich mich auf die Suche nach einer öffentlichen Toilette, um mir die Zähne zu putzen und meine Reise fortzusetzen. Solche Kleinigkeiten wie Zähneputzen an öffentlichen Orten fühlten sich nach Freiheit an. Mit Sand in den Ohren und Salzwasser in den Haaren spazierte ich lächelnd und barfuß durch die kleinen Seitenstraßen am Strand. An einem kleinen Stand blieb ich stehen, um mir Früchte zu kaufen, die ich mir auf einer Holzkiste im Schatten eines Baumes am Straßenrand schmecken ließ. Frisch gestärkt entschied ich, dass ich mich auf den Weg machen sollte.

Nach einem halbstündigen Fußmarsch bei über 30 Grad im Schatten erreichte ich ein Fastfood-Restaurant direkt an der Autobahn. An der Kasse fragte ich nach einem Wasser und einem Stift. Obwohl

ich nicht erwähnt hatte, dass ich trampete, brachte mir der Kassierer, der so jung war, dass er noch eine Zahnspange trug, auch ein großes Stück Pappe zum Beschriften. Schien an diesem Ort kein unüblicher Wunsch zu sein, denn alle grinnten mich aus der Küche an und hoben ihre Daumen. In Frankreich hatte ich bisher immer nur gute Erfahrungen beim Trampeln gemacht. Viele Male war ich durch dieses wunderschöne Land gereist, wenn ich nach Spanien oder wieder zurück nach Deutschland wollte. So gut wie immer waren die Fahrten hier äußerst entspannt verlaufen.

Ich bedankte mich bei dem Kassierer mit der Zahnspange, schrieb »Belgium« in Großbuchstaben auf das Pappschild und malte einen Smiley daneben. Die Menschen hier reagierten, wie nicht anders erwartet, unfassbar freundlich auf meinen Anblick. Fast in jedem Auto saß jemand, der hupte, winkte, »viel Glück« aus dem Fenster schrie oder sich entschuldigte, weil er keinen Platz oder ein anderes Ziel hatte. Als ich dastand und die vorbeifahrenden Autos mich in gute Laune versetzten, fiel mir auf, dass ich unterbewusst immer noch ein wenig steif war. Nach monatelangen strengen Arbeitswochen und Routinen konnte ich nicht ganz loslassen. In mir war das Gefühl verankert, jederzeit in die Arbeit zu müssen und einem Zeitplan zu folgen. Es war in unserer Gesellschaft ungewöhnlich, sich nicht an bestimmte Zeiten halten zu müssen.

Der Fahrer eines kleinen Militär-Jeeps riss mich aus meinen Gedanken. Er nahm Blickkontakt auf und fegte mit seinen Armen verzweifelt irgendwelche Gegenstände vom Beifahrersitz. Nach einiger Zeit schien er aufzugeben, denn er signalisierte mir, dass er keinen Platz hätte. Doch diese Antwort akzeptierte ich nicht und winkte ihn trotzdem zu mir. Meine Überzeugungskraft funktionierte aus der Entfernung einwandfrei. Er riss sein Lenkrad zur Seite und fuhr quer über zwei Spuren in meine Richtung, beinahe auch über eine ältere Dame auf ihrem Fahrrad, die völlig entsetzt etwas auf Französisch rief. Mit quietschenden Reifen brachte er sein Fahrzeug neben mir zum Stehen. Fast hätte er mit seiner Aktion ein veritables Verkehrschaos ausgelöst. Wie ein aufgedrehter Welpen sprang er aus dem Fahrzeug, stellte sich vor

und fing direkt an, seine Sachen umzuräumen. Er wühlte sich durch die seltsamsten Gegenstände, und ich sah ihm amüsiert zu. Verwirrenderweise konnte ich ihn nicht sofort einordnen. Er war attraktiv, hatte einen Vollbart, sprach mit amerikanischem Akzent Englisch, behauptete aber, Italiener zu sein. Sein Auto war vollgepackt mit ungewöhnlichen Dingen wie zum Beispiel einem Magierhut, einer Jacke aus Federn und anderen Gegenständen, die alle fast schon mittelalterlich wirkten. Diese Art von Menschen sind mir die liebsten, denn man kann sich absolut nicht zusammenreimen, was ihre Geschichte ist. Ich konnte es kaum erwarten, mehr über ihn zu erfahren.

Nachdem Sack und Pack in den Kofferraum und auf die nicht vorhandene Rückbank gestopft worden waren, konnte ich endlich einsteigen. Meinen 80-Liter-Backpack musste ich allerdings auf dem Schoß behalten, denn so viel Platz war dann leider doch nicht. Wir düsten los in Richtung Belgien, und nachdem ich die letzten Stunden keine Gesprächspartner gehabt hatte, war ich ganz hibbelig vor Neugier und löcherte Dave mit Fragen. Irgendwann fiel natürlich auch die Frage, wieso er all diese seltsamen Sachen dabei hatte. Er sagte, dass er Schauspieler auf Mittelalterveranstaltungen sei und gerade aus Schottland nach Hause fahre. Zu Hause war für ihn Mailand.

Einige gute Gespräche und unzählige Country-Songs später überquerten wir die Grenze nach Belgien. Es war ein wunderschöner sonniger Tag. Eine leichte Brise wehte durch die Fenster, und die Landschaft leuchtete in allen Farben, die der frühe Herbst zu bieten hatte. Dave erwähnte nebenbei, dass er noch bei einem alten Bekannten in Nieuwpoort halten und erst am nächsten Tag weiter Richtung Brüssel fahren würde. Ich wollte eigentlich heute schon in Brüssel ankommen und hatte mich mal wieder auf den Gedanken versteift. Aber plötzlich erinnerte ich mich daran, dass ich genau das ablegen wollte: dieses Plänemachen. Dave bot mir an, mit ihm bei seinem Freund an der belgischen Küste zu übernachten. Wieso sollte ich nicht einfach mit dem Flow gehen? Es fühlte sich richtig an, und wir hatten uns noch viel zu erzählen.

Als wir an der Adresse ankamen, die Dave per SMS bekommen hatte, standen wir vor einer Kirche. Vom Gastgeber war weit und breit keine

Spur. Verwirrt sahen wir uns um und überprüften zum wiederholten Mal die Adresse auf dem kleinen, zerkratzten Bildschirm. Die Kirchentür war verschlossen, also blieb uns nichts anderes übrig, als unter dem Apfelbaum im Vorgarten Schatten zu suchen und zu warten.

Es dauerte 20 Minuten, bis ein junger, rund gebauter Mann in der Ferne auftauchte. Grinsend stapfte er auf uns zu und hüpfte schließlich fast vor Freude. Seine roten Backen glühten unter seinem langen, unkontrolliert wachsenden Vollbart. Dave und unser Gastgeber lagen sich eine gefühlte Minute lachend in den Armen. Der Anblick machte mich so glücklich, dass es mich überkam und ich beide zusammen einfach mit umarmte. Dave stellte den Gastgeber auch als Dave vor, also bekam der Fahrer Dave den Spitznamen Davey. Dave erklärte uns, dass er tatsächlich Teil einer Gemeinde war und wir heute in einer Kirche übernachten würden. Wir hatten beide nicht damit gerechnet, aber waren begeistert, so eine Erfahrung machen zu können. Abgesehen davon lag mir die Nacht am Strand noch ordentlich in den Knochen, und ich freute mich einfach nur über ein Bett.

Zum Sonnenuntergang unternahmen wir einen spontanen Trip zum Meer, und so endete der Tag für mich, wie er angefangen hatte. Wir waren die Einzigen an diesem Strand, also legten wir alle unsere Kleidung ab und schwammen, wie Gott uns schuf, während das Meer sämtliche Schattierungen des strahlend blauen Himmels spiegelte.

Zurück am Pfarrhaus gab es noch Abendbrot im Hinterhof. Anschließend kletterten wir aufs Dach, wo wir bei einem Glas Wein Geschichten austauschten und die vorbeifliegenden Sternschnuppen zählten. So ließen wir einen weiteren unvergesslichen Tag auf meinem Ritt in die Freiheit ausklingen.

Ein lauter Knall gefolgt von einem Aufschrei im Gang riss mich frühzeitig aus meinem wohlverdienten Schlaf. Ich öffnete die Augen, die Sonne schien mir vom Dachbodenfenster direkt ins Gesicht. Der Tag begrüßte mich liebevoll, aber dem Lärm wollte ich trotzdem auf den Grund gehen. Langsam stolperte ich zur Tür und öffnete sie einen Spalt, um nachzusehen, was im Flur vor sich ging. Ich blieb nicht

unbemerkt, das Quietschen der alten Holztür verriet mich. Ein kleiner Mann mit blau-weiß gestreiftem Pyjama und zerzausten Haaren stand vor einem Berg aus Wattestäbchen und einigen Scherben, die sich vor seinen Füßen auf dem Boden verteilt hatten, und starrte regungslos in meine Richtung. Sein dicker Bauch ragte unten aus dem Pyjamaoberteil heraus, und direkt vor seinem haarigen Bauchnabel fehlte ein Knopf. Lächelnd ging ich auf ihn zu, um ihm zu helfen. Allerdings war seine Reaktion anders, als erwartet. Erschrocken rannte er so schnell vor mir davon, dass er mit seinen Socken auf dem glatten Boden ausrutschte. Mit einem weiteren Knall landete sein fleischiger Körper auf dem Boden. Um uns herum öffnete sich eine Tür nach der anderen, und die Bewohner dieser kleinen Gemeinde kamen aus ihren Türen. Wer nicht wie ich vom ersten Knall geweckt worden war, stand spätestens jetzt nach dem zweiten im Flur. Keiner schien überrascht über das Chaos oder über den am Boden sitzenden Mann, der sich seine Ohren zuhielt. Ohne zu kommunizieren, wurde das Chaos beseitigt und der Mann von jemandem die Treppe runter begleitet.

Wir versammelten uns alle in der Küche. Zuerst wurde kein Wort über den Zwischenfall verloren, und alle halfen mit, das Frühstück zu servieren. Bei einer frischen Tasse schwarzem Kaffee und Toast mit Erdnussbutter erfuhr ich, dass keiner so recht wusste, wo der Mann herkam. Anscheinend war er wochenlang verwahrlost neben der Kirche rumgesessen. Das Dorf war klein, und der Besuch des fremden Obdachlosen hatte sich schnell rumgesprochen. Immer wieder hatten Menschen versucht, mit ihm zu sprechen, doch keiner schaffte es, sein Schweigen zu brechen. Einige Gemeindeglieder beobachteten eines Tages, wie er einen verletzten Vogel verarztete, und sahen sein gutes Herz. Am selben Tag noch wurde abgestimmt, ob man den Mann aufnehmen wollte, und alle entschieden sich einstimmig dafür. Als sie ihn reinbaten, wehrte er sich nicht und fühlte sich direkt wie zu Hause. Sie rasierten seinen ungepflegten Bart, bekämpften seine Läuse, gaben ihm zu essen und beschlossen, dass er von nun an Teil der Gemeinde war. Etwas mehr als ein Jahr lebte er nun schon bei ihnen, und bis heute hat er kein Wort gesprochen. Eine der Frauen am Tisch erzählte, wie

liebepoll er sich um den Haushund kümmerte. Eine andere berichtete von seinem Tick, alles sortieren zu müssen, was auch das Wattestäbchenchaos heute früh erklärte.

Angeblich war er meistens einfach nur passiv dabei und machte sich kaum bemerkbar. Ausweispiere hatte er nicht, und seine Herkunft blieb ungeklärt. Während wir über ihn redeten, saß er im Raum und zeigte keinerlei Reaktion. Er saß in der Ecke vor einem Regal und sortierte drei Stapel mit Servietten nach Farben. Dave erzählte, dass er das jeden Morgen beim Frühstück tat und sie abends wieder durcheinanderbrachte.

Nach dem Frühstück war es an der Zeit, unsere Sachen zu packen und aufzubrechen. Dave überreichte uns noch einen Beutel, gefüllt mit Obst für den Weg. Wir bedankten uns für die warmherzige Gastfreundschaft und stiegen ins Auto. Als wir losfuhren, standen alle draußen und winkten uns zum Abschied.

Davey schob dieselbe CD wie am Vortag in den Spalt der alten Anlage. Country-Songs waren von nun an der Soundtrack für meine ersten Tage in Freiheit, sie waren mein Soundtrack für den französischen Spätsommer, die saftigen Felder und den Blues, der den Herbst ankündigte. Davey konnte alle Lieder mitsingen, und seine Stimme blieb in meinem Kopf, als gehörte sie zu den Songs dazu.

Wir fuhren im Gleichklang mit dem Wind, der die rauschende Melodie der alten Musikanlage mitsummte. Ich streckte meine Hand aus dem Fenster und beobachtete, wie sie im Gegenwind hoch und runter surfte. Während wir an unzähligen Kuhweiden vorbeifuhren, konnte ich nicht fassen, dass das gerade erst der Anfang meiner Reise war.

Wir machten in Brüssel halt. Von hier musste Davey weiter nach Italien. Ich hingegen wollte nach Luxemburg und dann nach Köln. Mit meinem Rucksack auf dem Rücken stand ich vor seinem Auto. Es war Zeit, Abschied zu nehmen, doch Davey sah mich einen Moment an, und statt des erwarteten ›Goodbye‹ sagte er: »Hey, weißt du, was ich mir überlegt habe? Mir hat da mal ein Mädchen erzählt, dass man immer mit dem Flow gehen sollte. Also werde ich dich noch bis nach Köln fahren. Ich habe keinen Zeitdruck, und du bist mir ans Herz gewachsen.«

# Manche Sachen ändern sich nie

VON KÖLN NACH PRAG

In Köln kam ich erst mal zur Ruhe. Wie immer wohnte ich bei meinen lieben Freunden Markus und David. Die beiden waren in jeder Lebenslage für mich da, und egal wie spontan ich meinen Besuch auch ankündigte, gab es immer Platz für mich in ihrer Wohnung, und wenn mal kein Platz war, wurde Platz gemacht. Sie gaben mir ein Gefühl von Sicherheit in meinem strukturlosen Leben.

Da ich länger in Köln gewohnt hatte, hatte ich hier eine Art Base. Neben Markus und David zählte dazu auch meine liebste Katja, die für alle meine verrückten Ideen immer Verständnis hatte. Trotzdem wurde ich immer wieder gefragt, ob ich denn wirklich vorhätte, bis nach Australien zu reisen. Die Frage war für mich einfach zu beantworten, die letzten Tage waren nur ein kleiner Vorgeschmack auf das gewesen, was mich da draußen erwarten würde. Jeden Tag neue Herausforderungen. Jeden Tag neue Gesichter, neue Sprachen, neue inspirierende Geschichten. Wie könnte ich da noch einen Rückzieher machen? Verdammt, selbstverständlich wollte ich nach Australien, und in erster Linie wollte ich die Wege dahin beschreiten und mich durch den Dschungel des Lebens kämpfen.

Als ich den Abschied in Köln hinter mich gebracht hatte, kam der nächste und schwerste Schritt: München, mein vermeintliches Zuhause. Am meisten lag es mir nun am Herzen, meinen besten Freund



Marcel noch einmal zu sehen. Tatsächlich waren wir jahrelang zusammen gewesen und hatten nach unserer Trennung eine tiefe, unvergleichliche Freundschaft aufgebaut, und es gab niemanden, der mir so nahstand wie er.

Wir verbrachten ein paar Tage miteinander, und ich hatte das Gefühl, er war nervöser und besorgter wegen meines Vorhabens, als ich es war. Er begleitete mich zum russischen Konsulat, um mein Visum zu beantragen, und half mir, alle anderen Dinge zu regeln. Er hatte sogar Geld als Notpolster für mich gespart. Schon immer haben wir alles füreinander getan und uns gegenseitig geholfen, wenn es brenzlich wurde. Während unserer Beziehung konnten wir immer aufeinander zählen, und danach wurde dieses Vertrauen fast noch stärker. Ungerne lasse ich mir bei meinen Plänen oder Aufgaben unter die Arme greifen, doch bei Marcel machte ich eine Ausnahme und war froh, so eine Stütze in meinem Leben zu haben.

Am Tag meiner Abreise standen wir schweigend in seiner kalten, dunklen und verstaubten Küche. Das Licht kam kaum durch die Fensterscheibe, da diese seit Jahren nicht mehr geputzt worden war. Marcel strich seine langen Haare aus dem Gesicht und zündete sich nervös zum wiederholten Mal seinen Joint an. Seine blauen Augen glitzerten, und ich war nicht sicher, ob es am Joint oder an unserem Abschied lag. Er hatte Angst um mich, das war unübersehbar. Quer durch den Raum blickte er mich an. »Sag mal, machst du dir wirklich gar keine Sorgen?«, nuschte er und beendete den Satz mit einem Räuspern.

Um seinem Blick auszuweichen, sah ich aus dem Fenster und beobachtete, wie ein paar Sonnenstrahlen versuchten, gegen die dicken, grauen Wolken zu kämpfen. »Nein, ich habe keine Angst. Ich will nur, dass es endlich richtig losgeht. Ich will weg hier und spüren, dass ich lebe, weit weg von jeglicher Art von Sicherheit.«

Marcel lächelte mit einer Seite des Munds, aber sein restliches Gesicht konnte nicht verbergen, dass meine Antwort seine Sorgen nicht zerstreute. »Ich würde mir in die Hose scheißen«, sagte er nervös lachend. Für einen kurzen Moment ließ er die Stille den Raum füllen, und dann fügte er hinzu: »Ich bin stolz auf dich!«

Am nächsten Morgen war es so weit. Meine Kleidung hatte ich frisch gewaschen und in Vakuumentüten in meinem Backpack verstaut. Ein letztes Mal für eine lange Zeit stand ich in dieser Wohnung. Hier roch es für mich nach Vertrautheit, hier war bis jetzt immer zu Hause gewesen.

Noch einmal forderte Marcel mich auf, mich jeden Tag zu melden. Noch einmal bat er mich, vorsichtig zu sein. Noch einmal checkte er, ob ich denn auch wirklich alles Nötige dabei hatte. Noch einmal nahm er mich in den Arm, und ich konnte mich kurz in seinem Nacken vergraben, um seine Wärme zu spüren. Ich versuchte, mir seinen Geruch einzuprägen, den Moment aufzusaugen, damit wenigstens dieser für immer mit mir reiste.

Wir verabschiedeten uns, diesmal auf unbestimmte Zeit. Ich fühlte mich, als sollte ich trauriger sein. Als sollte ich vielleicht die eine oder andere Träne vergießen. Aber noch nie hatte sich etwas in meinem Leben so richtig angefühlt. Noch nie war ich mir meines Weges so sicher gewesen. Ich befand mich in einem Zustand, in dem Traurigkeit nicht möglich war. Natürlich lag etwas Sentimentales in der Luft, und auch das Gefühl, bald völlig allein zu sein, weckte eine gewisse Unruhe in mir. Aber ich wollte mich nicht auf Zweifel einlassen, dafür war es auch definitiv zu spät. Ich blickte nicht mehr zurück und machte mir auch keine Sorgen über die Zukunft – ich war einfach nur im Moment, und der Moment war mein Ticket in die Freiheit.

In den paar Tagen in München hatte ich es noch geschafft, meinen gesamten Freundeskreis zu sehen. Keiner wollte mich ohne eine Umarmung ziehen lassen. Roxy, Mandy und Kathi gehörten in München, neben Kau, zu meinem inneren Kreis. Die meisten meiner Freunde freuten sich für mich, da sie wussten, dass mich nichts glücklicher machte, als mein Vagabundinnenherz mit Abenteuern zu füttern.

Mittags, kurz vor meinem Aufbruch, lud ich noch meine Mutter zum Essen ein. Es blieb mir nicht mehr viel Familie übrig, seit mein Vater uns, als ich klein war, verlassen und mein Bruder sich vor ein paar Jahren das Leben genommen hatte. Die Familie, die ich noch hatte, bestand aus meiner Mutter und Marcel. Sie waren das Einzige, was in meinem Leben konstant war und mir Halt gab.

Meiner Mum hatte ich viel zu verdanken, denn sie hat mich immer unterstützt und nie gezweifelt, dass ich meinen Weg finde. Als ich 14 Jahre alt war, stand ich mit gepacktem Rucksack vor der Haustür auf dem Weg nach draußen. Es war unter der Woche, und theoretisch hätte ich am nächsten Tag in die Schule gemusst. Meine Mutter sah mich verwirrt an und fragte, wo ich hinwolle. Ich sagte selbstbewusst: »Ich fahr mit den Mädels für ein paar Tage per Anhalter nach Berlin.« Meine Mutter erwiderte: »Ähm, nein, das tust du nicht!« Ich schnaufte und wandte mich ihr zu. »Schau mal, Mama, wir haben hier nun zwei Möglichkeiten: Entweder du verbietest es mir, und ich bleibe heute da, werde aber früher oder später mal bei einer Freundin übernachten und es trotzdem tun, ohne dass du es weißt. Oder du lässt mich jetzt gehen, ich werde dich jede Stunde anrufen, mein Versäumtes von der Schule nachholen und nie Geheimnisse vor dir haben.« Stille ließ den Moment unendlich erscheinen, in dem meine Mutter ratlos nach einer Antwort grübelte und letztendlich sagte: »Okay, ich möchte, dass du mich jede Stunde anrufst, und schick mir die Kennzeichen aller Autos, in die du einsteigst, per SMS. Pass auf dich auf.« Ich umarmte sie, triumphierend über diesen kleinen Sieg, und erzählte ihr von diesem Moment an absolut alles, was in meinem Leben vor sich ging. Bis zum heutigen Tag hat sich das nicht geändert. Sie war nicht nur meine Mutter, sondern auch meine Freundin, und diese Verbindung konnte nichts mehr brechen.

Wir saßen uns gegenüber am Tisch bei unserem Lieblingsinder, führten Gespräche übers Leben und über die Welt. Wir philosophierten über meine Reise und all die Orte, die ich sehen würde. Es war ein Mittagessen wie viele andere, auch wenn sich von heute an alles ändern würde. Wie immer bestellten wir zu viel und versuchten mühsam, alles aufzuessen. Ich war meiner Mutter sehr dankbar, dass sie mich nicht mit Sprüchen wie »Sei vorsichtig« nervte, denn sie wusste, dass ich immer vorsichtig war. Stattdessen gab sie mir noch mit ihrem sympathischen polnischen Akzent, den ich bis heute nicht nachmachen kann, eine Motivationsrede mit auf den Weg: »Weißt du, Eltern sagen immer, sie möchten, dass ihre Kinder glücklich sind. Doch am

Ende machen sie ihnen Druck wegen Schule, wegen Job, weil sie sich verkehrt anziehen und, und, und. Mir ist wirklich – Hand aufs Herz, besonders seit dein Bruder gegangen ist – nichts wichtiger, als dass du glücklich bist. Deswegen macht es mich stolz zu sehen, dass du alles tust, um das zu sein.«

Ich versprach, mich zu melden, jedenfalls so oft es ging. Mir war bewusst, dass ich an Orte kommen würde, an denen es kein Netz und keinen WLAN-Anschluss gab, aber sobald ich irgendwo genug Zeit hatte und das Internet einigermaßen funktionierte, waren sie und Marcel die ersten Menschen, bei denen ich mich rühren wollte.

Ich wartete abfahrbereit auf meine Freundin Kau. Der Plan war, dass sie mich abholte und nach einem Abstecher nach Österreich, wo wir eine Nacht verbringen wollten, am ersten Rastplatz auf dem Weg nach Prag rausließ, sodass ich von da per Anhalter weiterkonnte. Früher waren wir immer zusammen auf Reisen und unzertrennlich gewesen. Heute hatte sie eine Tochter, die zu diesem Zeitpunkt erst ein paar Monate alt war. Das hinderte Kau daran, zu großen Reisen aufzubrechen. Aber wenn die Kleine ein wenig älter wäre, wollten wir alle zusammen reisen, das stand fest.

Wir spielten unsere Lieblingssongs, wie *I'm Like a Bird* von Nelly Furtado oder *Budding Trees* von Nahko Bear, dazu sangen wir laut mit und ließen alte Reisegeschichten Revue passieren. Zum Beispiel erinnerten wir uns an die Zeit, als wir gemeinsam in Brüssel lebten, in einem Apartment, das nicht größer war als ihr heutiges Badezimmer, sagte sie lachend. Unsere Nachbarn waren Junkies, und das ganze Stockwerk hatte nur ein Badezimmer und eine Küche, die sich alle teilten. Regelmäßig fanden wir benutzte Spritzen und leere Tütchen auf den Toiletten. Die Küche war so dreckig, dass sich der Boden bewegte, wenn das Licht aus war. Die Zustände dort waren ekelerregend, aber wir mussten keine Miete zahlen, also beschwerten wir uns nicht. Am Anfang des damaligen Sommers hatte ich auf einem französischen Musikfestival ein paar Jungs aus Belgien kennengelernt, und einer von ihnen hatte dieses Apartment als Studentenwohnung gemietet, doch

in den Semesterferien war er bei seinen Eltern in der Heimat, und so konnten wir die Bude für uns nutzen. Wir hatten so unglaublich viele gemeinsame Erinnerungen und Geschichten, aber nach unserem kleinen Roadtrip stand diese Reise nur mir allein bevor.

Als wir uns am nächsten Tag dem tschechischen Rastplatz näherten, bemerkten wir eine riesige Baustelle, die sich kilometerweit in die Ferne zog. Den Rastplatz, von dem aus ich Abschied nehmen und lostrampen wollte, schien es nicht mehr zu geben. Der nächste war eine halbe Stunde Fahrt entfernt. Kau sah mich einen Moment lang an und fragte: »Wie weit ist Prag noch mal von hier? Ich fahr dich einfach bis dahin und fahre morgen zurück.« Einen kurzen Augenblick lang herrschte Stille, da ich sie ungläubig ansah, und dann brachen wir beide synchron und hysterisch in Gelächter aus. Kau rechtfertigte ihre Spontanität damit, dass ihre Kleine sicher bei ihrem Papa war und sie ja nicht wusste, wann sie mich wiedersehen würde. Also wollte sie noch so viel Zeit wie möglich mit mir verbringen.

Ich erinnerte mich an das bisherige Motto meiner Reise, einfach mit dem Flow zu gehen, und willigte ein. Kurz klärte Kau die eine oder andere Sache am Telefon ab, bevor wir wie selbstverständlich und voller Freude gemeinsam weiterfuhren.

Einer der interessantesten Aspekte daran, per Landweg zu reisen, ist, dass man sofort merkt, wenn man die Grenze zu einem anderen Land überquert. Nehmen wir Tschechien als Beispiel: Der Boden der Autobahn ist hier wesentlich rauer und holpriger als der in Deutschland. Die Tankstellen sehen anders aus, die Snacks dort sind ungesünder, und die Menschen haben eine aggressivere Fahrweise.

Es war bereits dunkel, als wir den Stadtrand durchquerten und in die prall gefüllten Großstadtstraßen Prags eintauchten. Es war mein erstes Mal in der tschechischen Hauptstadt, zumindest seit ich mich erinnern kann. Als ich jünger war, waren meine Eltern ab und zu mit uns dorthin gereist, aber davon weiß ich nur durch unsere zahlreichen Familienfotos. Jene klassischen *family portraits*, auf denen alle glücklich wirken, auf denen Momente eingefangen sind, die in Realität meistens völlig anders waren, und durch die auch die eigene Erinnerung

getrübt und verfremdet wird. Sagen wir mal so: Ich war das erste Mal bewusst und gewollt in Prag – diesmal würde ich Erinnerungen schaffen, die echt sind.

Wir parkten das Auto in einem labyrinthartigen Parkhaus im Zentrum Prags. Im Inneren des zugehörigen Shoppingcenters befand sich ein Supermarkt, in dem wir ein paar Kleinigkeiten für die Nacht kaufen wollten. Wir merkten uns genau, auf welchem Weg wir das Parkhaus verließen: Links die Fahrbahn runter und an drei Autos vorbei, schlenderten wir rechts um zwei Säulen herum, um geradeaus den gelblich leuchtenden Eingang des Ladens zu sichten. Kaus alten grauen BMW konnte man nicht mal abschließen, aber um ehrlich zu sein, war nichts drinnen, was man, würde es gestohlen, als Verlust bezeichnen könnte.

Ich liebe es, in fremden Ländern durch Supermärkte zu bummeln. So viele Dinge, die man nicht kennt, und es würde Jahre dauern, alles auszuprobieren.

»Die stehen hier voll auf Waffeln, scheint hier so ein Ding zu sein«, sagte Kau, als sie ein riesiges Regal erblickte mit – ungelogen – um die hundert verschiedenen Schokoriegelsorten. Davon war so ziemlich jede mit einer knusprigen Waffel gefüllt. Direkt daneben waren Regale voller getrockneter Früchte und Nüsse, die an einen türkischen Bazar erinnerten. Als wir etwas weiter gingen, entdeckten wir unzählige Gläser, gefüllt mit eingelegtem Gemüse aller Art.

Wir verließen den Supermarkt mit sechs trüben Gurkengläsern, einem Karton voll Schokoladenriegel, natürlich mit Waffeln als Füllung, und einer Familienpackung getrockneten Früchten. Zufrieden mit unserer Ausbeute betraten wir wieder das Labyrinth, um zu unserem hässlichen Auto zurückzukehren. Wir gingen den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Geradeaus, nach der zweiten Säule links, an drei Autos vorbei, rechts die Fahrbahn hoch und da ... da, äh, sollte es doch eigentlich stehen. Verwirrt kratzten wir uns am Kopf und glotzten auf den leeren Parkplatz. Wir versuchten, den Weg nochmals zu rekonstruieren, leider ohne Erfolg.

Über unseren Köpfen entdeckten wir eine Kamera, und so beschlossen wir, einen Wachmann aufzusuchen, um unser Auto eventuell

gestohlen oder zumindest vermisst zu melden. Wir gingen den ganzen Weg zurück zum Erdgeschoss, und da ich die ganze Zeit die Leckereien mit mir herumtrug, die wir im Supermarkt ergattert hatten, begannen meine Schultern langsam zu schmerzen. In einer offenen Tür stand ein kleiner Wachmann und stritt sich laut mit jemandem am Telefon. Er hatte eine selbst gedrehte Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger klemmen, die aussah, als würde sie jeden Moment in der Mitte auseinanderbrechen. Als wir uns näherten, bemerkte uns der kleine Mann, sagte etwas auf Tschechisch, was nach einem abrupten Ende des aufbrausenden Gesprächs klang, und schob sein altes Nokia in eine der Ledertaschen, die an seinem Gürtel befestigt waren. Er setzte seine Mütze auf, um seine fettigen, kurz geschorenen Haare zu verdecken, und begrüßte uns mit »Ahoj!«.

*»Hello Sir, sorry to interrupt your phone call, but I think, we lost our car!«*

Der Mann zeigte keinerlei Reaktion. Ein paar Sekunden lang starrten wir uns alle einfach nur an. Dann zog er ein letztes Mal an seiner filterlosen Zigarette, drückte sie in den überquellenden roten Plastikaschenbecher und fummelte sein Handy wieder aus dem Beutelchen. Er wählte eine Nummer, und bei jeder Zahl erklang ein lautes Piepsen. Ich verstehe nicht, wieso Menschen den Tastaturton nie ausschalten – bei einer langen SMS klingt es bestenfalls wie die Melodie, die in den Achtzigern aus einem Gameboy kam. Als am anderen Ende jemand dranging, drückte der Wachmann mir das kleine Plastikding in die Hand und drehte sich zum Schreibtisch, um sich eine weitere vorge-drehte Zigarette anzuzünden.

*»Ahoj Ledi, how I can help you?«,* ertönte am anderen Ende der Leitung eine heitere Stimme mit unüberhörbarem tschechischem Akzent.

Das ganze Szenario brachte mich kurz aus dem Konzept, und ich vergaß beinah, wieso wir überhaupt hier waren. Kau war keine große Hilfe und erwiderte mein Starren genauso ausdruckslos wie der kleine Wachmann.

*»Äh, hi ... I think we lost our car!«*

Stille. *»You lost your card? Which card?«*

»No, I lost my car. Brumm. Brumm ... You know, CAR!«

»Car?«

»Car!«

»How can you lose car?«

»Well, I don't know ... It is not where we left it.«

»You lose car ...« (Tschechisches Nuscheln und Gelächter folgten.)

Ich runzelte die Stirn und sah Kau fragend an, als ob sie Teil der Unterhaltung gewesen wäre. Kau drehte sich zu dem Wachmann und gab meinen Blick an ihn weiter, woraufhin der Mann ihren Gesichtsausdruck imitierte und sich wieder zu mir wandte.

Unterdessen bat mich die Stimme am Telefon, dem Wachmann den Hörer zu reichen. Dieser hörte nun konzentriert zu und nickte immer wieder wortlos, als ob sein Gesprächspartner ihn sehen könnte, drehte sich dann zu uns und winkte uns zu sich ins Zimmer. Als wir uns seinem Schreibtisch näherten, erblickten wir Monitore auf dem Tisch, die vermutlich für die Überwachungsaufnahmen da waren, nur leider waren sie alle ausgeschaltet. Der Mann zeigte demonstrativ mit ausgestreckten Fingern und Zigarette auf einen Monitor, sagte etwas auf Tschechisch und machte eine unkontrollierte Bewegung mit seinen Händen. Ich blickte ihm in die Augen und versuchte, aus seiner Geste schlau zu werden. Dann drückte ich bei dem einen Bildschirm auf den An-Knopf, doch nichts passierte. Der kleine Wachmann fasste sich an den Kopf, zeigte noch mal auf den Bildschirm, wiederholte seine Handbewegung und gab einen genervten Ausruf von sich. Und auf einmal verstand ich. Er versuchte mir zu sagen, dass die Bildschirme alle kaputt seien. Ich rollte mit den Augen und ging rückwärts aus dem Zimmer. Der Gestank der billigen Kippen hatte sich mittlerweile in meine Klamotten und Haare gefressen.

Als wir uns gerade ratlos auf die Suche nach unserem verlorenen Auto machen wollten, hörten wir in der Ferne Schritte herbeieilen. Es war ein weiterer kleiner Wachmann, der nahezu genauso aussah wie der andere. Er kam uns mit einem Riesenlächeln und weit aufgerissenen Kulleraugen entgegen. Seine Backen waren so aufgeschwollen, dass sie glänzten, und eine ungesunde lila Färbung war kaum zu über-



sehen. Auf einmal standen die zwei kleinen Wachmänner vor uns und diskutierten miteinander.

Der neue Wachmann wandte sich uns endlich zu und sagte: »Ahoj ... Hello ... We help you finding lost car!«

Ich lächelte, und wir stiefelten zu viert durch das mittlerweile fast leere Parkhaus. Wir gingen in den Eingang des Supermarkts, um unseren Weg zu rekonstruieren. Auf einem Handyfoto zeigten wir den beiden Männern unser Auto. Sie musterten es so genau, dass ihre Köpfe aneinanderstießen, als sie sich dem Handybildschirm näherten.

Der Englisch sprechende Kollege sagte beeindruckt: »Wow, nice car.«

Ich war mir nicht sicher, ob er das ironisch meinte oder ob er eine Brille brauchte. Kaus grauer BMW sah nicht so aus, als könne er noch fahren, geschweige denn den TÜV-Test bestehen. So langsam waren wir mit der Geduld am Ende, und Hunger hatten wir auch. Also beschlossen wir, uns durch die Waffel-Schokoriegel zu futtern. Die Wachmänner machten auch mit und kommentierten jeden Bissen mit einem »Mhh, very good«.

Wir gingen hoch in das fragliche Stockwerk und gingen denselben Weg wie vorher auch. Geradeaus, nach der zweiten Säule links, an drei Autos vorbei, rechts die Fahrbahn hoch und da ... Da stand unser Auto wieder?! Wie konnte das sein? Kau und ich sahen uns fragend an. Hatte sich jemand unser Auto ausgeborgt und es einfach wieder zurückgestellt? Der eine Wachmann sah irritiert unseren hässlichen BMW an, während der andere triumphierend drauf zeigte und so tat, als wäre es sein Verdienst gewesen, dass wir ihn wiedergefunden hatten. Beim Blick nach oben bemerkte ich, dass sich keine Kamera mehr darüber befand. Konnte es sein, dass es dasselbe Parkhaus zweimal gab, oder waren wir verrückt geworden?

Wir fragten den englischsprachigen Wachmann, und dieser beantwortete die Frage so, als hätten wir es die ganze Zeit wissen müssen: »Yes, ledi, two parking.«

Wir hatten also eine Stunde vergeudet, weil wir geglaubt hatten, unser Auto wäre gestohlen, dabei waren wir einfach zu blöd gewesen, ins richtige Parkhaus zurückzufinden.

Unser nächster Stopp sollte eine Kneipe werden. Nach dem ganzen Stress hatten wir einen Durst, den nur Bier stillen könnte. Wir fuhrten durch die warm beleuchteten Straßen und tauchten ein in ein hip aussehendes Viertel. Viele kleine Bars, modern gekleidete junge Menschen und unterschiedliche Musikrichtungen trafen hier aufeinander und erzeugten ein einzigartiges Getöse. Wir betraten die erste Bar, und wie schon in der Stube des Wachmanns stieg mir sofort der Zigarettenrauch in die Nase. Da saßen sie in der kleinen, nicht durchlüfteten Kneipe und pafften genüsslich eine Zigarette nach der anderen, als hätten sie das Wort Nichtraucherchutz noch nie gehört. Hatten die nicht dieselben Gesetze wie der Rest Europas?

»Hey Kau, ich muss hier raus. Ich kann kaum atmen ... Suchen wir eine andere Bar, wo nicht geraucht wird!«

Anscheinend hatte ich laut genug gesprochen und war nicht die einzige deutschsprachige Person in dem Raum, denn ein Mann mit Topffrisur wandte sich zu mir mit den Worten: »Eine Bar, in der nicht geraucht wird? In diesem Viertel? Dann wünsch ich euch mal viel Glück.«

Sein Kommentar brachte uns einen kleinen Augenblick lang zum Innehalten, hinderte uns aber nicht daran, das zugerauchte Lokal zu verlassen. Ohne uns weiter Gedanken zu machen, wechselten wir die Straßenseite und steuerten guter Dinge auf die nächste Bar zu. Sie war außen mit kleinen Laternen geschmückt und wirkte warm und einladend. Aber sobald wir die Tür öffneten, wiederholte sich das Szenario und bestätigte, was der Topfkopfung uns zugeraunt hatte: Anscheinend gab es hier keine Bar ohne Krebs. Wir gingen zur Theke, bestellten zwei Prager Pils und setzen uns raus in die Kälte. Doch der Metallhocker vor der Tür fühlte sich kälter an als die Lufttemperatur und war auch ein wenig instabil. Wir hatten keine andere Wahl, als zu stehen. Nach der langen Autofahrt war mir aber sowieso nicht nach Rumsitzen zumute.

Ich hatte mir eigentlich angewöhnt, überall hinzulaufen, wenn ich schon per Anhalter unterwegs war. Sonst liegt man am Ende des Tages im Bett – jedenfalls wenn man Glück hatte in einem Bett –, versucht

sich auszuruhen, ist aber körperlich völlig unausgelastet. Der Kopf ist erschöpft, man war schließlich den größten Teil des Tages damit beschäftigt, andere Menschen zu amüsieren und zu unterhalten, der Körper allerdings ist unausgelastet und braucht Auslauf wie ein junger Hund. Als wir noch gemeinsam per Anhalter Europa unsicher machten, haben Kau und ich uns oft als Scherz erlaubt, den Leuten zu erzählen, dass wir in der »Entertainment-Branche« tätig seien. Wir hatten damals oft das Gefühl, dass wir in den Autos all dieser fremden Menschen eine Art Job ausübten: Viele wollten uns mitnehmen, weil ihnen langweilig war und weil sie unterhalten werden wollten. Hin und wieder fühlten sich Menschen in unserer Gegenwart so wohl, dass sie sich öffneten und die privatesten Geschichten offenbarten. Nicht selten wurden sie richtig emotional und führten lang aufgestaute Gespräche mit uns. Ich denke, das ist auch das Prinzip eines Psychologen. Man kann einem Fremden einfach besser erzählen, was in einem vorgeht und einen beschäftigt als jemandem, der voreingenommen den Geschichten lauscht.

An diesem Abend vor der Bar fühlte ich mich allerdings bereit, in Richtung Bett zu steuern. Um diese Uhrzeit wollte ich auch keinen langen Spaziergang mehr anstreben, denn morgen würde ein langer Tag werden. In 24 Stunden wollte ich schon in Polen angekommen sein, und Kau musste wieder nach München, in ihre Realität zurück. Wir beobachteten die jungen Menschen um uns herum und fühlten uns dabei alt. Mit großen Schlucken tranken wir unser Bier aus. Die Müdigkeit stand uns ins Gesicht geschrieben: saftige blaue Augenringe, und wir gähnten um die Wette.

Kau buchte uns eine kleine, niedliche Ferienwohnung im Herzen der Stadt. Die Wohnung war mit einer Dachterrasse ausgestattet, von der aus man fast die ganze Stadt betrachten konnte. Wir gönnten uns noch ein heißes Bad und jede eine weitere Flasche Bier, während die Lichter der alten Stadt lebendig und unerschöpflich flackerten. Ich saß noch eine Weile allein am Fenster, das sich über die ganze Wand zog, und träumte wach vor mich hin. Es war schön, die verrückten Partynächte, für die Prag bekannt ist, in diesem Moment nur in meiner

Vorstellung mitzuerleben. Mit einem Lächeln knipste ich die tief hängende Deckenleuchte aus und ging ins Schlafzimmer. Kau lag eingekuschelt in der kitschig bezogenen Bettdecke, und die Melodie ihres Schnarchens wog mich ein letztes Mal in den Tiefschlaf.

Der nächste Morgen begann hektisch. Check-out sollte um 10 Uhr sein, und wir schliefen bis 9:53 Uhr. Um 10:27 Uhr verließen wir endlich das Apartment und entschuldigten uns aufrichtig bei der Putzhilfe, die geduldig und tatsächlich auch noch lächelnd vor der Tür gewartet hatte.

Das Wetter war mild, und das nahmen wir uns zum Anlass, länger die kleinen Straßen zu durchforsten als geplant. Schließlich war es an der Zeit, aufzubrechen: Als wir uns der Autobahnauffahrt näherten, von der aus wir in verschiedene Richtungen weiterfahren wollten, flachte die Stimmung im Auto ab. Uns wurde bewusst, dass ein Wiedersehen erst mal nicht in Aussicht war. Ich würde auf unbestimmte Zeit in die entgegengesetzte Richtung reisen, ans andere Ende der Welt. Immer wieder blickte ich rüber zu Kau und sah, wie sie mit den Tränen kämpfte. Mittlerweile war auch die Sonne komplett vom Himmel verschwunden, und die graue Umgebung heiterte den emotionalen Moment kaum auf. Kau war schon immer nah am Wasser gebaut gewesen, doch diesmal zerriss es mir das Herz, sie so zu sehen. Ich konnte sehen, wie gerne sie einfach mitgekommen wäre. Doch bei ihr ging es mir ähnlich wie bei Marcel vor ein paar Tagen: Selbstverständlich war ich ein wenig traurig, meine Liebsten so hinter mir zu lassen, und besonders berührte es mich, meine Freunde und Familie traurig oder besorgt zu sehen. Aber auf der anderen Seite blickte ich voll Vorfreude und Aufregung auf die Zukunft und auf jeden Kilometer dieser Reise, der vor mir lag. Pures Glück tanzte in mir, und die einzigen Tränen, die zu vergießen ich mir vorstellen konnte, waren Tränen der Freude. Etwas in mir versprühte Ruhe und die Gewissheit, dass alles gut werden und ich an einem unbestimmten Tag in ferner Zukunft zurückkehren und allen meinen Liebsten von meinen Abenteuern berichten würde. Es war natürlich nur eine Vermutung, denn ungefährlich war

mein Vorhaben nicht, und ich wusste auch nicht wirklich, was mich erwarten würde, welche Gefahren da draußen tatsächlich lauerten und welche Steine sich mir in den Weg legen würden.

Während ich Kau in der Nähe der Autobahnauffahrt im Arm hielt, saugte mein Schal ihre Tränen auf. Sie schluchzte laut und drückte mich fest an sich. Meine Augen waren geschlossen, und in dem Moment fiel mir auf, dass ich selten so eine Umarmung von ihr erhalten hatte. Ich genoss es, diese Art von Liebe zu spüren, und hatte das Gefühl, dass sie mich auf meinem Weg begleiten und nicht loslassen würde. In meiner Vorstellung waren ihre Tränen, die sich in den Fasern meines Schals verteilten, wie ein Schutzschild: Sie blieben an mir haften und ließen mich guten Gewissens zur Raststätte laufen, um mein erstes Auto in Richtung Polen anzuhalten.